

## **Predigt am 13. März 2016 in der Marktkirche Hannover Colm Tóibín: „Marias Testament“ im Kontext des Magnificats Lk. 1**

Liebe Gemeinde!

Was unser Leben ausmacht, verdichtet sich am Ende zu wenigen Geschichten, manchmal zu einer einzigen. Schön, wenn das eine Liebesgeschichte ist. Nicht selten werden es Verlust- und Gewaltgeschichten sein. Schreckensbilder, die uns für immer begleiten und die uns lebenslang bis in unsere Träume verfolgen.

Nehmen wir einmal Abstand und schauen wir auf ein fremdes Leben. So mag es leichter fallen, einen anderen Blick auf uns selbst zu werfen und auf offene Warum-Fragen eine neue, eine hoffentlich tröstliche Antwort zu finden. Schauen wir einmal auf Maria, die Mutter Jesu.

Eine Frau, deren ganzes Leben sich in zwei Geschichten verdichtet: Der von der Geburt ihres Sohnes und der vom Karfreitag. All ihre Jahre davor, danach und dazwischen sind in diesen Erfahrungen ihres höchsten Glücks und ihres tiefsten Schreckens enthalten. Die Geschichte von der Krippe und die vom Kreuz. Zwei Geschichten, die wir bis heute immer wieder erzählen und die uns Jahr um Jahr begleiten.

Schauen wir zuerst auf die schwangere Maria, die voller Vorfreude und Hoffnung in die Zukunft blickt. Ihr Hymnus, ihr Lobgesang auf Gottes Handeln in der Welt, wie Lukas ihn uns überliefert hat, ist ein einziges Gedicht – vielfach vertont und besungen und noch viel öfter nachgesprochen, nachgebetet. Von Martin Luther wissen wir, dass er dieses „Magnificat“ nahezu täglich gebetet hat: „Ich preise den Herrn und singe vor Freude über Gott, meinen Retter! Ich bin nur eine einfache Frau, ein unbedeutendes Geschöpf vor ihm, und doch hat er sich um mich gekümmert! Von nun an wird man mich glücklich preisen in allen Generationen; denn Gott hat Großes an mir getan.“

Wenn wir in unserer Lebensgeschichte Gott so zum Greifen nahe sehen, unseren Weg in die viel größere Geschichte Gottes mit seiner Schöpfung eingezeichnet finden – dann ist das wie eine Sternstunde, die man nie vergisst, weil sie ja alles Vergangene erklärt und allem Zukünftigen Sinn gibt.

So muss es damals Maria ergangen sein: Ihr Leben auf festem Fundament, ihr Weg vorgezeichnet von dem, der (in den Worten des Lukas) „mit seinem gewaltigen Arm die Stolzen samt ihren Plänen hinweg fegt“, der „die Mächtigen vom Thron stürzt“ und „die Unterdrückten aufrichtet“. Diese große Vision einer in Gottes Händen aufgehobenen Welt, die Abraham schon versprochen wurde, die über Generationen weitergetragen worden ist und die bis zur Ewigkeit reicht. Wer wollte da nicht ins Dichten und Singen verfallen? „Nun hat er sich daran erinnert und nimmt sich seines Volkes

an“, singt Maria, die Begnadete, die Auserwählte, die Gesegnete. Was für eine wunderbare Geschichte – jedenfalls hier am Anfang.

Das sei auch später so geblieben, versichert die kirchliche Überlieferung. Wie könnte auch die Gottesmutter, wie sie bald heißt, von diesem Glauben abfallen? Nein, auf allen Altarbildern und Mariendarstellungen sehen wir diese fromme junge Frau, wie sie ihr ganzes Leben von diesem Urerlebnis der Geburt Jesu deutet. Ganz und gar Gott ergeben, ein Vorbild, das Ja und Amen zu allem sagen kann, auch noch unter dem Kreuz.

Darf das bezweifelt werden? Mit historischen oder theologischen Gründen wohl kaum. Mit dichterischen Gründen aber sehr wohl, hat sich zumindest der irische Autor Colm Tóibín gesagt und den Roman „Marias Testament“ geschrieben. Marias Vermächtnis also, ihr letztes Wort. Eine Fiktion nur, aber vielleicht auch eine Wahrheit, die uns die Kehrseite des Weihnachtswunders, das Ende Jesu am Kreuz nämlich, tiefer verstehen hilft.

Dieses grausige, blutige, entsetzliche Ende nimmt Tóibín als das, was es ist: Ein traumatisches, ein tief verletzendes Erlebnis. Er setzt unsere idealisierte Maria dieser Realität aus und fragt: Wie reagiert eine liebende Mutter, deren Sohn unschuldig ums Leben gebracht wird?

Im Roman blickt Maria Jahre später vom fernen Ephesus auf den glücklichen Anfang und das schreckliche Ende ihres Sohnes zurück. Zwei Jesus-Anhänger beschützen sie dort, wie sie jedenfalls behaupten. Maria sieht sich eher bewacht. Für sie hängt das Unheil ihres Sohnes mit solchen zwielichtigen Freunden zusammen. Maria hält diese Jünger für Nichtsnutze, die beigetragen haben, ihren Sohn für vermeintlich höhere Zwecke aufzuopfern. Was waren das anfangs für glückliche Jahre gewesen, und wie fremd ist ihr dieser Jesus später geworden!

Tóibín erzählt davon anhand der Hochzeit zu Kana und anhand der wunderbaren Auferweckung des toten Freundes Lazarus. Ihr Sohn, von seinen Freunden umringt, war ihr beide Male wie ein Fremder vorgekommen. Dann, in Jerusalem, geschah jene Katastrophe, die Maria als Trauma mit ins Exil nach Ephesus nahm: Erst noch die wohlmeinenden Sprüche seiner Jünger, dass man sich keine Sorgen machen müsse, dass alles im höheren Sinne gut ausgehen werde, dass die Erlösung der Welt jeden Einsatz rechtfertige. Maria verstand kein Wort und wollte retten, was vielleicht noch zu retten war. Dann gab es für sie aber nichts mehr zu tun. Nur zuschauen und zuhören.

Das aber hielt sie nicht aus: Das Kreuz, das Nageln, die Schreie, viel später erst der Tod. Maria muss wohl zusammengebrochen sein. Sie konnte sich später, so Tóibín, an nichts mehr verlässlich erinnern. War sie etwa geflohen? Hatte sie versagt? Nein, behaupteten die Jünger, du warst bis zum Ende dabei. Du kannst das alles bezeugen. Und wir brauchen dein Zeugnis auch. Du bist die Mutter!

Doch Marias Erinnerungen verschoben sich immer neu. Mal war sie unter dem Kreuz geblieben, mal war sie geflohen. Was war nun wirklich passiert? Und warum? Wie passte dieses Ende zum glücklichen Anfang? Erst die Sternstunde der Heiligen Nacht, dann das Trauma der Hinrichtung am Karfreitag. Es wollte und wollte nicht zusammenpassen. Und so begann die Seelenverletzung der Mutter vom Karfreitag alles andere zu überlagern. Und nur diese eine Geschichte blieb und wurde ihre Lebensgeschichte, in der alles über sie verdichtet enthalten war.

Nun mögen Sie einwenden: Wo bleibt denn das Ostererlebnis? Hat Maria das nicht miterlebt? In Tóibíns Roman hört sie die Botschaft von der Auferweckung ihres Sohnes nur durch die Jesus-Jünger. Sie traut ihnen aber nicht. Kein Wort glaubt sie ihnen, auch weil sie so selbstsicher auftreten. Es schien, als trauerte sie ganz allein, als sei für die anderen die Welt längst wieder in Ordnung. Da stürzt der Himmel ein – und diese Leute haben sich auf die neue Tagesordnung längst eingestellt. Ihre beiden Bewacher in Ephesus verwickeln sie ständig in Diskussionen. Sie wollen Maria überzeugen. Glaub uns doch, sagen sie. Wir waren dabei. Und wir kennen den großen Welterlösungsplan. Wir haben ihn verstanden. Es musste so kommen. Alles ist Gottes Wille.

Doch Maria steckt in *ihrer* Geschichte fest. Ihr Trauma lässt sie nicht los. Sie kann nicht begreifen, dass Gott ihren Sohn für irgendeinen höheren Zweck absichtlich in den Tod geschickt haben soll. Hatte sie als Schwangere nicht einen ganz anderen Gott besungen? Den, der die Mächtigen vom Thron stürzt und die Unterdrückten aufrichtet? Den, der uns rettet? „Ich bin nur eine einfache Frau“, hatte Maria damals gebetet, „ich bin nur ein unbedeutendes Geschöpf vor ihm, und doch hat er sich um mich gekümmert!“ Wo ist die Brücke zwischen Marias beiden großen Geschichten, der Sternstunde der Schwangeren und dem Trauma der verlassenen Mutter?

Ich glaube, dass es solche Brücken zwischen zutiefst gegensätzlichen Lebenserfahrungen gibt und dass wir sie finden können. Der Romanautor wollte diese Brücke nicht bauen. Vielleicht deshalb nicht, weil auch er einer ist, der den wohlfeilen Antworten auch der heutigen Jesus-Jünger nicht glauben kann. Warum soll es eine Brücke geben, wenn manches fromme Gemüt gar nicht sehen will, dass es hier einen gewaltigen Graben gibt? Die zwei Jünger, die sich in Ephesus um Maria kümmern, haben auf jede Frage eine Antwort. Kein Warum ohne ihre Erklärung. Verschlägt es ihnen denn nie die Sprache? Woher nehmen sie ihre Gewissheiten? Und wo verstecken sie ihre Trauer, ihre Enttäuschungen? Alles vergessen? Alles gepanzert durch eine Theologie, die durchs nichts mehr in Verlegenheit gebracht werden kann?

So etwa mag Maria in der Phantasie des Autors Tóibín in Ephesus zumute gewesen sein, als ihr schließlich der Kragen geplatzt ist. Mit Wut, mit Kummer, mit Angst in der Stimme ist es aus ihr herausgebrochen. Erst flüsternd, dann laut und vernehmlich hat sie ihren Widerspruch gegen alle Erklärungsversuche des Karfreitags zusammenge-

fasst: „Wenn ihr Zeugen braucht, dann bin ich eine Zeugin. Und wenn ihr sagt, dass er die Welt erlöst hat, dann sage ich, dass es das nicht wert war. Das war es nicht wert.“

Starke Worte! Ich höre sie nicht nur als Zeugnis einer Mutter, die sich die Liebe zu ihrem Sohn nicht mit Argumenten höherer Ordnung ausreden lassen will. Ich höre sie auch als Einspruch gegen alle, die sich einbilden, umstandslos im göttlichen Namen Erklärungen abgeben zu können. Es gibt keine guten Gründe, um Menschen zu morden! Gott braucht keine Menschenopfer! Ist er nicht damals auch dem Abraham in den Arm gefallen, als der bereit war, seinen Sohn Isaak zu opfern? Nie wieder Menschenopfer! Warum sollte das nicht mehr gelten? Warum musste Jesus sterben?

Ich hätte Maria in Ephesus zwei bessere Begleiter gewünscht. Statt der Wortmächtigen lieber zwei Sprachlose, die Marias Trauer und ihre Fragen hätten teilen können. Ich denke an die beiden Emmaus-Jünger, von denen Lukas im letzten Kapitel seines Evangeliums berichtet. Im ersten Kapitel das Magnificat der Maria, am Ende die beiden Wanderer.

Hinter ihnen liegen zerschlagene Hoffnungen und Schreckensstunden, vor ihnen nur offene Fragen. So gehen sie ihren Weg und treffen unterwegs einen Fremden, mit dem sie ins Gespräch kommen. Ach, könnte ich unsere Maria aus Lukas 1 in diese Wandergruppe aus Lukas 24 einschmuggeln und sie diese Unterhaltung mithören lassen!

Der Fremde scheint vom Drama der Kreuzigung gar nichts zu wissen. Ja, ist das denn möglich, nichts davon gehört zu haben? „Bist du der einzige Fremde in Jerusalem, der nicht weiß, was dort in diesen Tagen geschehen ist?“ fragen sie und erzählen nun, was hinter ihnen liegt, was sie umtreibt, was sie sprachlos macht – die ganze Jesusgeschichte.

Schließlich ergreift der Fremde das Wort. Er beginnt mit einer Frage: „Musste nicht Christus das alles erleiden und in seine Herrlichkeit eingehen?“ Er greift auf das Alte Testament zurück. Auf Gottes Verheißungen von Anfang an. So kommen sie ins Gespräch über Mose und die Propheten. Vielleicht wäre Maria, hätte sie zuhören können, hier ihr Magnificat wieder eingefallen. Ja, so hatte sie es ja damals selbst gesehen, dass Gottes Erbarmen kein Ende hat und dass er sich um seine Geschöpfe kümmert. Und war sie nicht in ihrem Herzen zutiefst überzeugt, dass sich Gott gerade um sie wie um niemanden sonst gekümmert hatte? War das nicht die erste Erklärung für ihre Liebe zu ihrem Sohn und für ihren überwältigenden Schmerz?

Gegen Abend erreichen die Wanderer ihr Ziel. Die beiden Jünger bitten den Fremden, noch zum Essen zu bleiben. Der nimmt die Einladung an. Und während sie essen, beim Teilen des Brotes und des Weines, da fällt es ihnen wie Schuppen von

den Augen: Das ist ja ihr Jesus selbst, mit dem hier sitzen und mit dem sie die ganze Zeit auf dem Wege waren. Wie wunderbar – einerseits. Weil andererseits, in dem Augenblick, als ihnen das klar wird, ihr Gast verschwunden ist. Sie sitzen zu zweit wieder allein, aber getröstet. Im Rückblick dämmert es ihnen. Und sie sagen: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns auf dem Weg redete und uns dabei die Schrift öffnete?“

Ja, im Rückblick – da können sich unsere Erfahrungen nachträglich zu einer *neuen* Geschichte fügen. Wie lässt Tóibín seine Maria unter dem Trauma der Kreuzigung ihres Sohnes ausrufen? „Wenn ihr sagt, dass er die Welt erlöst hat, dann sage ich, dass es das nicht wert war.“ Aber ging es denn am Kreuz überhaupt um einen Erlösungshandel, um ein *Geschäft*, das einen bestimmten *Preis* verlangt? Ist Jesu Kreuzigung nicht vielmehr die äußerste Zuspitzung der Menschwerdung Gottes? Die größtmögliche Nähe Gottes zu seinen Geschöpfen? Sein Kreuz ein Trost für alle, die sich von Gott und der Welt verlassen sehen?

Und wir? Auch wir schwanken zwischen Anbetung und Skepsis, zwischen unseren Sternstunden hier und den Traumata da. An welchem roten Faden entlang erzählen wir uns unser Leben? Lädt nicht der Blick auf den Gekreuzigten dazu ein, *seine* Geschichte in *unsere eigene* einzuzeichnen? Dann könnten wir uns die Worte aus dem Magnificat Marias vielleicht zu Eigen machen:

Ja, auch „ich bin nur ein einfacher Mensch, ein unbedeutendes Geschöpf vor IHM, und doch hat ER sich um mich gekümmert. Ich preise den Herrn und singe vor Freude über Gott, meinen Retter!“ – Amen.

\*\*\*\*\*

Pastor i.R. Andreas Seifert, Pastor-Badenhop-Weg 15, 30938 Burgwedel  
Tel.: (05139) 89 63 82 Mail: anre.seifert@t-online.de

**Biblischer Text: Lukas 1, 46-55 (in der Übertragung der „Guten Nachricht“)**

**Literarischer Text: Colm Tóibín, „Marias Testament“, Roman, Hanser Verlag, München 2014. 127 S., 14.90 €**